

aufgeklärt-absolutistischen, merkantilen, philanthropen und utilitaristischen Impetus unterworfen werden sollte.

Gepperts Fallstudie ist in einer Umbruchzeit angesiedelt, in der die Armenfürsorge in rascher Folge unterschiedlichen sozial- und wirtschaftspolitischen Konzepten unterworfen wurde. Die Rottenburger Anstalt war beim Übergang an Württemberg noch weitgehend dem mittelalterlich-frühneuzeitlichen Spitaltyp verpflichtet. Dass sie damit unter den vorderösterreichischen Spitälern, die unter Joseph II. einer grundlegenden Reform unterworfen worden waren, eine Sonderrolle einnahm, wird vom Autor nicht thematisiert. Sie diene als multifunktionales Auffangbecken für alle Arten unversorgter Menschen der Stadt: für Kinder, Alte, Männer und Frauen, Invalide, Behinderte und sich einkaufende Pfründner.

Verkörpert wurde der württembergische Reformwille in der Gestalt des vom Staat eingesetzten Stiftsverwalters Johann Gottlieb Schmidlin. Dieser schillernden Persönlichkeit, die in rascher Folge Oberamtmann in Zwiefalten, Stiftsverwalter in Rottenburg, Häftling auf dem Hohenasperg und Sekretär im Wohltätigkeitsverein war, widmet Geppert einen Exkurs. Unter der Maxime *Arbeit statt Almosen* verpasste Schmidlin 1808/10 der Anstalt ein radikales Reformprogramm: Das Spital verlor seinen Status als selbstständige Stiftung und wurde dem allgemeinen Armenfonds einverleibt. Die Selbstbewirtschaftung wurde aufgehoben, die Güter verpachtet. Arbeitsfähige mussten das Spital verlassen, für Kinder suchte man Pflegeeltern, Pfründner konnten sich nicht mehr einkaufen. Eine Spinnanstalt in den Räumen des Spitals ermöglichte seit 1810 die Durchsetzung des Arbeitszwangs für die Insassen und für die anderen Hausarmen der Stadt.

Ob die direkten Vorbilder nun wirklich – wie Geppert suggeriert – in Hamburg, Braunschweig und Göttingen zu suchen sind, sei dahingestellt. Bis in die Einzelbestimmungen und in die Nomenklatur hinein scheinen die Rottenburger Armenanstalten eher an die Armenreformen der württembergischen Oberamtänner Faber und Müller aus den Sechziger- und Siebzigerjahren des 18. Jahrhunderts, wie sie etwa im nahen Tübingen verwirklicht wurden, anzuknüpfen. Dem ehrgeizigen, philanthropischen Programm, das die Armut an ihren Wurzeln beseitigen und die Armen zu fleißigen Arbeitern umerziehen wollte, war langfristig kein Erfolg beschieden.

Einen erneuten Wendepunkt brachte der mit der württembergischen Verfassung von 1819 eingeläutete Schwenk zurück zur kommunalen Selbstverwaltung, durch den die Verwaltung der örtlichen Stiftungen wieder in die Hände eines lokalen Gremiums, dem kirchlich-kommunalen Stiftungsrat, gelangte. Während andere Städte im Wesentlichen an den Reformen festhielten, kehrte man in Rottenburg zu den alten Verhältnissen zurück. Das Spital wurde wieder als selbstständige Anstalt aus dem sonstigen Stiftungsvermögen ausgeschieden, seine Güter selbst bewirtschaftet, die Pfründner kamen zurück, der Arbeitszwang wurde beseitigt, die Waisenkinder lebten wieder unter Greisen, Behinderten, Trinkern und Kranken.

Langfristig setzte sich dennoch der Trend zur Spezialisierung und Differenzierung des Fürsorgewesens durch.

Die Impulse gingen seit der Jahrhundertmitte vorwiegend von der katholischen Geistlichkeit aus, die sich verstärkt der Bekämpfung des Pauperismus, der Fürsorge und Wohltätigkeit zuwandte. Domkapitular Ritz setzte sich dafür ein, dass die Betreuung des Spitals 1852 von Barmherzigen Schwestern übernommen wurde, noch bevor deren Kongregation sich in Württemberg niederlassen durfte. Unter ihrer Führung gewann das Spital an Ansehen und entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum modernen Krankenhaus.

Dass Gepperts Fallstudie, die bereits 1986 als Magisterarbeit am Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen entstanden ist, nun noch erscheinen konnte, ist erfreulich. Die seither zum Forschungsgegenstand erschienenen Arbeiten sind nicht mehr eingearbeitet worden. Doch wird dies dadurch relativiert, dass Geppert sich dem in der Spitalforschung weitgehend unbeachteten 19. Jahrhundert zuwendet, in dem die Aufmerksamkeit bislang weniger dem klassischen Spital als vielmehr den zukunftsweisenden Anstaltstypen wie den modernen Krankenhäusern, den Waisenhäusern und Rettungsanstalten galt.

Die Stärke der mit zahlreichen Tabellen statistisch untermauerten und mit Abbildungen aufgelockerten Arbeit liegt in der klaren Anschaulichkeit, im Verzahnen alltagsgeschichtlicher Aspekte mit gesellschaftspolitischen Entwicklungen. Die flüssig geschriebene Darstellung bemüht sich auch um Facetten des Anstaltslebens und verknüpft individuelle Biografien einzelner Spitalbewohner mit den sozialpolitischen Maximen und Maßnahmen, um so deren Auswirkungen auf das Leben der Armen zu verdeutlichen.

Herbert Aderbauer

REGINA ILLE-KOPP: **Württembergischer Schützenverband 1850–2000.** Von der Stadtverteidigung zum Schießsport: Württembergs Schützenwesen seit dem Mittelalter. Hrsg. vom Württembergischen Schützenverband 1850 e.V. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 2000. 272 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Gebunden DM 69,-

*Wehrhaftmachung des Mannes zur Verteidigung des Vaterlandes, wenn es bedroht ist*, das hatte sich der 1850 in Ulm gegründete Württembergische Schützenverband auf seine Fahnen geschrieben. Heute versteht er sich nur noch als Verein zur Förderung des Schießsports. Die einstige Männerdomäne zählt nun auch Frauen in ihren Reihen. Die hundertfünzigste Wiederkehr seiner Gründung feierte der Verband mit einem großzügig illustrierten Jubiläumsband. Die Historikerin Regina Ille-Kopp hat die Darstellung erarbeitet. Ihr ist es wohl auch zu verdanken, dass der Blickwinkel nicht auf die reine Vereinsgeschichte beschränkt bleibt, sondern der Versuch unternommen wird, soziologische und volkskundliche Fragestellungen mit einzubeziehen. Bei der Einbettung der Vereinsgeschichte in die allgemeine politische Entwicklung fragt man sich jedoch, warum Wertungen vermieden, selbst

banale Angaben als Zitate übernommen werden mussten. Zwölf Kapitel blättern die Vereinsgeschichte auf. Sie beginnen mit den ersten, zur Verteidigung der mittelalterlichen Städte gegründeten, bürgerlichen Schützengesellschaften und Sebastianibruderschaften und reichen über die patriotische Hochzeit während der 48er-Revolution bis hin zu den Neuanfängen als Sportvereinen nach dem Zweiten Weltkrieg.

Am Anfang des Schützenwesens stand die Notwendigkeit, den Umgang mit der schwer zu handhabenden Armbrust zu üben, sich an den aufkommenden, anfangs äußerst sperrigen Handfeuerwaffen zu trainieren. Doch weil man auch bürgerliche Geselligkeit suchte, lösten bald Schützenfeste die feudalen Turniere ab. Sie wurden Bestandteil einer ausgeprägten, ritualisierten Traditionspflege, die ohne Schützenfeste und -scheiben, Fahnen und Pokale nicht zu denken ist. Mit dem Dreißigjährigen Krieg setzte der Niedergang ein. Die «Volksentwaffnung» unter König Friedrich I. von Württemberg führte 1809 einen absoluten Tiefpunkt herbei. Doch die freiheitliche Verfassung von 1819 ließ das Schützenwesen in Form von Bürgergarden erneut erwachen; die 48er-Revolution brachte mit den Bürgerwehren eine Blüte patriotischer Schützenvereinigungen. Schließlich konstituierte sich im Februar 1850 mit dem Württembergischen Schützenverband in Ulm ein Landesverband.

Auch wenn nur drei Jahre später die Bürgerwehren zu Bürgerwachen degradiert wurden, boten in der Folgezeit die gut eingeführten Schützenvereine nicht anders als die Turn- und Gesangsvereine jener Zeit einen Organisationsrahmen für die bürgerliche Opposition. Mit der Bismarck'schen Reichsgründung änderte sich das grundlegend. Aus der Opposition wurde Affirmation. Viele Schützenvereine traten, angesichts der Konkurrenz der neuen Militär- und Kriegervereine, nun selber dem monarchistisch gesonnenen Württembergischen Kriegerbund, 1900 schließlich dem Kyffhäuserbund bei. Damit waren die republikanischen Traditionen endgültig aufgegeben. Gauverbandschießen und Landesschützentage, Preis- und Jubiläumsschießen oder regionale Schützenfeste folgten einander, Schützenkönig auf Schützenkönig wurde geehrt, Fahne auf Fahne geweiht. In soziologischer Hinsicht blieben die Schützen, überwiegend Angehörige des bürgerlichen Mittelstandes, unter sich. Über den 1913 entstandenen Arbeiterschützenbund erfährt man deshalb auch nichts.

Beim Beginn des Ersten Weltkriegs stellte der Württembergische Schützenverband dann selbstverständlich seine Mitglieder in den Dienst des Vaterlandes, an der Front und in der Heimat, etwa als Flugzeugwachen wie die Ellwanger Schützengilde. Infolge Mitgliederschwunds kam das Verbandsgeschehen aber allmählich völlig zum Erliegen.

Die «neuen Ansätze im Schützenwesen während der Weimarer Republik», die die Autorin aufzuzeigen sucht, beschränken sich vor allem auf Neugründungen. Die Gleichschaltung im Rahmen der nationalsozialistischen Neuorganisation des Sports konnte das nicht verhindern. Die Führung des Deutschen Schützenverbandes oblag hinfort der SA. 1945 wurde der Schießsport erst einmal verboten, die Schießanlagen waren zerstört und der

Wiederaufbau des Sportwesens erfolgte ohne die Schützen, deren Vermögen und Liegenschaften eingezogen waren. Anfang der 1950er-Jahre gelang die regionale und nationale Wiedergründung. Erstaunt liest man, wie problemlos an die alten Formen angeknüpft wurde, wie man wieder mit Landesschützentagen in alter Tradition begann. Einzige Neuerung: die Einführung des Bogenschießens und, allerdings erst ab den Siebzigerjahren, die Zulassung von Frauen. Auf politische Stellungnahmen wurde hinfort verzichtet, der Verband mutierte zum reinen Sportverein. Rascher Mitgliederzulauf verlangte erst einmal lokale und regionale Organisation. 1952 erstand der Württembergische Landesschützenverband neu. Die Schützenvereine konsolidierten sich und entfalten heute wieder eine rege Aktivität.

*Gerade am Übergang in ein neues Jahrtausend müssen der Verband und seine Vereine ihre gesellschaftliche Position neu definieren und sich über die Fortführung von sinnvoll gewachsener Tradition und auf das Abwerfen überflüssigen Ballastes Gedanken machen.* Wie wahr – doch nach all den wertfrei aneinandergereihten Vereinsaktivitäten liest man diese Mahnung der Autorin mit Verwunderung.

*Benigna Schönhagen*

JÜRGEN BECKER und CLAUS VON DER OSTEN (Hrsg.): **Sigmar Polke. Die Editionen 1963–2000.** Catalogue Raisonné. Mit einem Essay von Martin Hentschel. Hatje Cantz Verlag Ostfildern 2000. 424 Seiten mit etwa 400, meist farbigen Abbildungen. Gebunden DM 98,-. ISBN 3-7757-0956-8

Auf den «Hitlisten» der Kunstmärkte und Kunstvermarkter, d. h. auf den Listen der Künstler, die ihre Bilder am besten verkaufen, ist Sigmar Polke heute die Nummer 1. Zahlreiche Kunstpreise markieren seinen Lebensweg, zusätzlich ist ihm im Jahr 2000 auch noch der bedeutende Kaiserring-Preis der Stadt Goslar verliehen worden.

1941 geboren, studierte er nach einer Glasmalerlehre an der Kunstakademie Düsseldorf u. a. bei Beuys. Zusammen mit Gerhard Richter und Konrad Lueg gründete er den so genannten «kapitalistischen Realismus» in Auseinandersetzung mit der informellen wie auch der sozialistischen Kunst. Von Anfang an beschäftigte ihn die Frage, was ein Bild überhaupt ist, wobei er besonders die Wirkung der Massenmedien, ihre Bilderflut und die oft darin manipulierte Wirklichkeit untersuchte. Bis heute bedient er sich ihrer Produkte, bricht und unterhöhlt sie mit Witz und Ironie und legt damit mehrfach verschränkte Realitätschichten offen. Technisch nutzt er eine Vielzahl optischer Hilfsinstrumente, die Fotografie, eine große Zahl von Druckverfahren bis hin zum Fotokopierer, mit deren Hilfe er vor allem so genannte Rasterbilder erstellt, die sein ganzes Werk begleiten. Mehrfachrasterungen, Überlagerung von Rastern wie auch weitere äußerst kreative Nutzung der optischen Geräte verfremden die Ausgangsbilder und geben ihnen neuen Sinn und Gehalt. Die experimentelle Haltung bestimmt das gesamte Werk des Künstlers. Stilis-